Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 1

Artikel: Thule
Autor: Rinck, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157197

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schulden des letzten Krieges zu tilgen und die kommenden Kriege vorzubereiten.*) Gewiß ist es üblich, seit Napoleon die Militärausgaben als einen normalen Teil der Gesamtausgaben eines Staates zu betrachten. Es ist aber immerhin möglich, daß die Ungeheuerlichkeit der Opfer, die man jetzt von ihm verlangt, es zu heilsamen Überlegungen führen wird.

Bleibt ferner die Frage, ob Frankreich weiterhin das „Menschenmaterial" finden wird, dessen es bedarf. Sein andauernder Geburtenrückgang nötigt es, in seine „Nationalarmee" annähernd 200,000 Eingeborene seiner Kolonien einzureihen, von denen sich die einen in der Armee des Mutterlandes, die andern unter den Sondertruppen befinden und die folgende Herkunft aufweisen:

Nordafrika	104,000	Mann,
Westafrika	48,000	„
Indochina	30,270	„
Madagaskar	11,350	„

Diese Eingeborenen, die nicht französische Bürger und keines der mit diesem Titel verbundenen Rechtes teilhaftig sind, werden von Frankreich zu drei Jahren Militärdienst gezwungen, um, nach einem Ausspruch des Abgeordneten Georges Nouelle, „den heutigen Unterdrücker gegen den möglichen Unterdrücker von morgen" zu verteidigen.

Braucht man das Beispiel Roms anzurufen, um zu wissen, was mit den Weltreichen geschieht, die genötigt sind, zu ihrer Verteidigung Völker aufzurufen, die sie unterworfen haben? In jüngerer Zeit der Massenauszug der Schwarzen Französisch-Afrikas nach dem belgischen Kongo und dem englischen Nigeria, im letzten Jahr der Aufstand von Grande-Foret und allerneuestens die Rebellion von Tonking zeigen zur Genüge, daß dem französischen Militarismus von dieser Seite schwere und gefahrvolle Rechnungsfehler begegnen könnten.

Thule.

Von **Martin Rinck.**

Island feiert dieses Jahr das Fest seiner tausendjährigen Verfassung. Als Harald Schönhaar das Kleinkönigtum in Norwegen beseitigt, das Reich nach harten Kämpfen geeinigt und es in einen Lehensstaat im Sinne Karls des Großen umgewandelt hatte, da wanderten allmählich diejenigen Großbauern und Kleinfürsten, welche den Untergang der alt-

*) Von 100 Franken Steuern, die ein französischer Steuerpflichtiger zahlt, gehen 75 Franken in öffentlicher Kriegsschuld, Kriegspensionen und Militärausgaben auf. Es ist also logisch, diese beiden Posten, die das Budget der vergangenen und künftigen Kriege Frankreichs darstellen, zusammenzufassen.

germanischen Freiheit nicht ertragen konnten, nach Island ab, besiedelten seit 874 die Insel und gründeten ein rasch aufblühendes Gemeinwesen, welches im Jahre 930 sein gemeinsames Allthing, sein Landrecht und einen höchsten Beamten in Gestalt des Gesetzessprechers erhielt.

Geht uns diese Angelegenheit etwas an? Hat diese unfruchtbare, noch heute von wenig mehr denn hunderttausend Menschen bewohnte Insel am Rand des Polareises für uns irgend etwas zu bedeuten? Hat sie unsere Kultur, unser Volkstum je beeinflußt, oder besitzt sie Denkmäler von jener überzeitlichen Wirkung, daß sie heute noch für uns einen bestimmten Wert haben könnten? — Man lernt in der Schule, daß die einzige Quelle, die uns noch einen Überblick über die germanische Mythologie gestattet, zugleich die Hauptquelle der Heldendichtung, der im Volke einst umlaufenden Sagen und Lieder des nord- und des südgermanischen Kreises (Nibelungen), daß die ältere und jüngere Edda auf Island entstanden ist. Leider bietet die Schule selten Beispiele daraus und enthält sich gewöhnlich, die Lieder tönend lebendig zu machen. Es braucht kein Wort über den sachlichen und poetischen Wert der Sammlung. Unser Schrifttum hat nichts, was sich ihr vergleicht. Sie ist nicht ein Nachstrahl oder spätes Wunschbild, wie alles, was sich in den darauffolgenden Zeiten unter diesem Namen gibt, sondern gelebte Heldendichtung, nicht der Traum eines einzelnen, sondern Stimme eines Volkes, und sie ist der Niederschlag einer ganz bestimmten Entwicklungsstufe, die zu erreichen nur wenigen Auserwählten unter den Völkern beschieden ist, dann aber regelmäßig wie ein ferner Gipfelglanz in der Erinnerung spätester Geschlechter nachleuchtet und in ungezählten Sagen und Liedern weiterlebt, als das unvergängliche Siegel seiner Heroenzeit. Sie ist hohe Kunst, archaisch streng in Bau und Haltung, knapp in den Mitteln, karg im Redeschmuck und auf Gesetzen der Sprache ruhend, welche zum Teil uns schon fremd geworden, und doch wirken die Lieder heute so überzeugend wie vor tausend Jahren. Sie haben die Spannungsdichte und Kraft der Ballade, die Glanzhelle einsam ragender Schneefirne, die Tiefe verschollener Urweisheit.

Daß Altisland neben der Edda auch ein Prosaschrifttum von höchster Bedeutung hervorgebracht hat, wird vollends heute fast allgemein übersehen. Und doch, wer ihm einmal begegnet, glaubt leicht einen Spiegel aufgegriffen zu haben, der ihn mit seltener Gewalt in seine Kreise zieht und ihm über der Zeiten Flucht ein bald packendes, bald ergreifendes, bald rätselhaft wie aus vorzeitlichen Seelengründen heraufstarrendes, immer aber markant und plastisch geprägtes Bild zuwirft. Er meint die eigenen Züge, die alten und immer neuen menschlichen Leiden und Leidenschaften wiederzuerkennen und sieht sie doch seltsam verstärkt und vergrößert wie aus einem härteren, unverbrauchteren Urgestein herauswachsen; er spürt die Kraft eines noch ungebrochenen Sippenzusammenhangs, die Glut bis zum Tod verpflichtender Männerfreundschaft, er spürt den eisigen Anhauch der Rache und die furchtbare Einwirkung boshaft geübten Zaubers, er sieht die Leidenschaften sich gegeneinander erheben im Kampf, im Triumph, im Untergang und erfährt den Zwang

eines unentrinnbaren Schicksals, das sich in schweren Gesichten und Träumen meist vor seiner Erfüllung schon ankündigt.

Das eigentümlich Packende dieser Erzählungen liegt darin, daß fast alles Wahrheit, Geschichte an ihnen ist, und doch sind sie Dichtung, Epen von oft kunstreicher Gliederung. Alle greifen irgendwie ineinander, alle spielen in derselben Zeit von kaum vier Generationen (930—1030 sogenanntes isländisches Heldenzeitalter), sind mündlich festgehalten und weitergegeben worden, bis sie zwei Jahrhunderte später, merkwürdigerweise meist von Geistlichen, schriftlich aufgezeichnet wurden. Fast unbegreiflich, was für ein Geschehen sich in die wenigen Jahre drängt und unter ein paar Hundert Familien abspielt. Vielleicht ist es in der Weltliteratur nur einmal Wirklichkeit geworden, daß ein kleines Volk in dieser umfassenden Weise sich selber dichtete und von einer bestimmten Epoche seiner Entwicklungsgeschichte ein so getreues inneres und äußeres Bild hinterlassen hat. Die besten dieser Erzählungen lesen sich wie spannende Romane. An dramatischen Motiven ist ja kein Mangel, und mancher Erzähler hat es ausgezeichnet verstanden, sie geschickt untereinander zu verknüpfen. Aber was uns mehr in Verwunderung setzt: es fehlt oft nicht an der feinsten Seelen- und Charakterzeichnung, die ihresgleichen in der namenlosen Novellistik und Annalistik der Völker sucht. Die Hauptgestalten sind von einzigartiger, unwiederholbarer Prägung, im freien Bauerntum wurzelnd, aber eigenen Gesetzen jeder gehorchend und sorgfältig bis in individuelle Einzelzüge vom Erzähler durchgezeichnet. Die Krone in dieser künstlerischen und psychologischen Hinsicht ist die Geschichte vom weisen Njal. Ein prachtvoller Grundakkord von Männerfreundschaft und Sippentreue zieht sich durch das Buch.

Natürlich halten nicht alle Erzählungen dieselbe Höhe. Der merkwürdigen Überlieferungsart entsprechend wird oft chronikartig trocken und ohne starke Anteilnahme berichtet, das Interesse an den Ahnenreihen jedes einzelnen Helden nimmt für unsern Geschmack einen ungebührlichen Raum ein, und manche Motive wiederholen sich. Aber auch bei kleineren abgelegenen Erzählungen ist man immer wieder erstaunt, wie treffend im einzelnen erzählt wird und wie wirklichkeitsklar sich alles heraushebt.

Ein Großteil des isländischen Schrifttums ist wesentlich Familiengeschichte in der eben besprochenen Weise und heute nur noch lebendig, als sie künstlerisch gestaltet ist. Ein anderer Teil aber greift über den Heimatboden hinaus nach Norwegen, Dänemark, auf den Schauplatz des gesamten Germanentums und hat damit schon dem Stoffe nach weltgeschichtliche Bedeutung. Es ist ein Geben und Nehmen. Isländische Skalden, Chronisten und Geschichtsschreiber ziehen an fremde Höfe, singen den Ruhm der stammesverwandten Fürsten oder halten die fremde Landesgeschichte in großangelegten Werken fest. Und Skalden und Spielleute greifen im Ausland die sagenhafte Überlieferung anderer Stämme auf und verweben sie in die eigene Sagengeschichte. Viele Stoffe der Nord-, Ost- und Westgermanen sind nur auf diesem Umwege über Island zu uns gekommen oder erhalten aus isländischen Quellen eine ganz neue Beleuchtung. Später, als die Kunst der Skalden erloschen war, ent-

standen ausgebreitete Heldenromane, welche ebenso den alten Mythos wie das gewaltige Sagengut der Völkerwanderung in sich aufnahmen. Nur auf diesem Wege ist uns eine der Hauptquellen der dänischen Hrolf-Kraki-Sage, sowie die wichtige nordische Bearbeitung der Siegfriedsage in der Geschichte von den Völsungen erhalten.

Literarisch von höherem Wert sind die isländischen Geschichtsbücher, und unter ihnen wiederum nimmt das sogenannte Königsbuch, Snorris umfassende Darstellung der Norwegischen Geschichte, die erste Stelle ein. Wir betreten mit diesem Werk einen letzten Höhepunkt isländischer Geisteskultur jener Epoche. Snorri ist ein ganz großer Mann und Darsteller, und ich wundere mich, daß ich seinen Namen nie zusammen mit Herodot, Thukydides und Tacitus aussprechen hörte. Denn wahrlich, man muß ins Altertum zurückgehen, um seinesgleichen zu finden, und der Gegensatz zum gleichzeitigen Chronikenstil des verchristlichten Abendlandes ist so auffällig, daß er nachdenken macht. Man muß wissen, daß Snorri ein großer Staatsmann gewesen ist, um seine Leistung zu verstehen, daß er in unruhvollen Zeiten fast anderthalb Jahrzehnte hindurch das höchste Amt des Gesetzessprechers seiner Insel mit anerkannter Festigkeit verwaltete und daß er auf wichtigen Gesandtschaftsreisen nach Norwegen auch die Verhältnisse des Festlandes gründlich kennen lernte. Man muß wissen, daß er in den heimischen Familiengeschichten (Sagas) nicht nur Bescheid wußte, sondern selbst an deren Aufzeichnung mitbeteiligt war und uns damit eine der besten, die Geschichte des Skalden Egil, gerettet hat. Und man muß endlich wissen, daß er ein Skalde war, der die schwierige skaldische Kunst mit Meisterschaft handhabte und uns ebenso wichtige Lehrschriften wie bedeutende Proben dieser Gattung hinterlassen hat. Aus diesen drei Elementen nämlich, Staatengeschichte, Saga und Skaldenlied, baut sich das Königsbuch, und alle drei unterstützen sich aufs wirksamste. Der staatengeschichtliche Hintergrund bildet die Einheit, der alles einzelne unterstellt bleibt und welche die weitverzweigten Fäden fest in sich zusammenhält. Eine geschlossene Epoche, überreich an Spannungen, noch einmal ein Heldenzeitalter mit einer die Grenzen des Heimatlandes sprengenden Kraftfülle übersah Snorri, wenn sein Blick die Vergangenheit Norwegens entlang lief, die er wie alle Isländer im weiteren Sinne als seine eigene empfand. 1177, ein Jahr vor Snorris Geburt, hatte Sverrir der Birkebeiner auf dem Eyrathing den Königstitel erhalten und stürzte 1184 in der Schlacht vom Sognefjord Magnus Erlingssohn, den letzten König vom Geschlecht Harald Schönhaars, welches 300 Jahre ununterbrochen über das geeinigte Norwegen regiert hatte. Mit dem Jahr 1177 schließt das Königsbuch; an seinem Anfang aber steht, nach einem kurzen Aufriß der Urgeschichte, die Gestalt des mächtigen Reichsgründers, die erste Persönlichkeit, welche in festen Zügen und gesicherten Daten aus der norwegischen Geschichte herausragt. Hinter ihm verlor sich der Blick über eintönige Geschlechterketten im dämmernden Mythenreich der Asen und Vanen, von denen die Könige sich letzterdings herleiteten. Von Harald bis Magnus führt Snorris großangelegte Darstellung, und sie wird ihm wesentlich eine Geschichte der königlichen

Großtaten. Wie Firdusi im persischen Königsepos, nur wirklichkeitsklarer, im sachlicher wägenden Prosaton feiert er den Glanz des vergangenen Herrscherhauses; und wie im tiefen Gegensatz von Iran und Turan und im stets neuentfesselten Ringen sich das Heldentum der Perser begründet, so wächst in ständigen Kämpfen gegen die Angriffe einer eigenwillig widersetzlichen Untertanenschaft und gegen die Übergriffe der Nachbarn der neue Herrscher des Nordreichs vor unsern Augen jedesmal zum Held auf, er fällt in tragischem Untergang oder versinkt klanglos, wenn er seines Namens nicht würdig war. Denn bis zuletzt hält sich die altgermanische Anschauung, daß der König Herrscherrecht nicht durch Erbfolge, sondern letzterdings nur kraft seiner Persönlichkeit und seines überlegenen Mutes besitzt, und jeder Nachfolger muß sich daher die vielumstrittene Macht wieder neu erkämpfen.

Das Heldentum wird gesteigert und erhält einen fantastischen Reiz im Kampf für und wider das Wikingertum, dieser merkwürdigsten Gewöhnung und Sitte der Nordgermanen. Wir sehen die jungen Krieger, einem Seekönig zugeschworen, die Schiffe besteigen, alle Meere befahren und unbändigen Kraftübermaßes sich an Land werfen, wildheerend, plündernd, Thors üppige Streiche wiederholend und dann wieder lebenskräftige Staaten aufrichtend in Rußland, auf den britischen Inseln oder an Frankreichs Küste, ein Schrecken der Anwohner überall, wo sie hinkommen, aber hinreißend in ihrem Stolz und verwegenen Schwung, der sie über Grönland bis nach Amerika segeln läßt und ihnen das ganze Mittelmeer eröffnet. Die Könige aus Haralds Geschlecht stellen in jungen Jahren sich oft selber an die Spitze solcher Scharen, um die Feuerprobe ihres Mutes abzulegen und ihre künftige Macht dadurch zu begründen; so fährt Harald der Harte in abenteuerndem Heereszug bis nach Jerusalem (1042) und läßt wie später Gustav Adolf und Karl XII. überall die Spuren seines halb ordnunggebietenden, halb barbarisch heerenden Wirkens zurück. Oft genug freilich kehrt sich die zügellose Zerstörerwut dieser Seekorsaren auch gegen die Herren des Nordlandes selber, wie denn der Seekrieger-, besser Seeräuberstaat von Jomsburg am Ausfluß der Oder, fraglos eines der seltsamsten Staatengebilde der Weltgeschichte, ihnen jahrelang zu schaffen machte.

Ein neuer Gegensatz eröffnet sich mit dem Eindringen des Christentums, welches schon bald nach dem Tod Harald Schönhaars festen Fuß faßt und im Königtum seines Enkels und Urenkels, Olaf des Tryggvi Sohn und Olaf des Heiligen, seine stärkste Stütze findet. Mit List, Härte und Grausamkeit wird auf beiden Seiten der Kampf geführt. Mit tiefer Spannung verfolgen wir dieses folgenschwere Ringen, welches uns einseitig zwar, aber doch weit entfernt von der Verständnislosigkeit durchschnittlicher mittelalterlicher Annalistik dargestellt wird. Denn Snorri ist Christ, und sein Werk sollte im letzten Grunde eine Verherrlichung Olafs werden, dessen Bild ihm wie ein heiliger Georg über die Geschlechter leuchtet. Aber er ist Christ, wie es diese Könige und diese Nordgermanen zumeist waren: In allem Glaubenseifer bleibt ihr heidnisches Reckentum ungebrochen, und Seele, Mut, Drang und Lebensgewöhnung lassen vom

Alten nicht, wie streng der Geist das Neue ins Auge faßt. Vom älteren Olaf, dem leidenschaftlichsten Eiferer, erzählt Snorri, ihn habe, als er in Ögvaldsnes auf Gastung weilte, Odin unbekannterweise besucht und ihm alte wunderbare Geschichten von früheren Königen und früherem Götterdienst erzählt einen ganzen Abend lang, und als der König sich schlafen legte, setzte jener sich zu ihm ans Bett und erzählte weiter, und „der König wünschte immer neues Gespräch, wenn das alte zu Ende war". Erst am Morgen, als der Gast längst verschwunden, wird es ihm aus bestimmten Zeichen gewiß, daß der Göttervater selbst ihn versucht haben müsse. Die Erzählung ist bezeichnend für die Stimmung der ganzen Zeit.

Das sind Spannungen genug, und es bedürfte nicht mehr des machtvollen Ringens gegen die Dänen und Engländer, die zeitweilig den Norwegern zinspflichtig werden, nicht mehr des magisch verwirrenden Einwirkens lappländischer Zauberer, um den Herrn der Länder beständig in Atem zu halten. Das aber macht alles Geschehen für uns so menschlich, daß auch die großen Staatsaktionen alle persönlich ausgefochten werden und der König für den geringsten Schritt, den er tut, gleichsam mit seinem Leibe verantwortlich bleibt. Und Snorri gestaltet alles mit der gereiften Kunst der Sagaerzähler, mit der Freude am einzelnen und dem festen Blick aufs ganze. Er zersetzt nie und läßt das Wollen meist durch Taten sprechen. Wo er charakterisiert, zeichnet er knapp und sicher mit wenigen Strichen. Das Einzelschicksal steht ihm im Vordergrund ganz wie in den Familiengeschichten. Geschichte ist ihm nicht Massenbewegung oder Auswirkung irgendwelcher geistiger Tendenzen, sondern Heldentum einzelner, Spiel und Gegenspiel weniger hervortretender Persönlichkeiten. So entsteht eine eigentliche Handlung, die immer wieder zur Novelle sich verdichtet oder auf dem Höhepunkt (im Leben Olafs des Heiligen) gar zum breit ausladenden Epos sich entfaltet. Und doch ragt in großen Umrissen immer die Geschichte der Völker dahinter auf, und die Idee einer Universalgeschichte des eigenen Stammes verliert sich nicht. Das ist es, was zumal an Herodot erinnert, und die Dichter, die ausgehen, Stoff zu suchen, zu verarbeiten, finden sich von dem Isländer nicht minder reich beschenkt wie von dem Jonier. Die schöne Nachlese weitgesponnener Romanepen, die gegenwärtig das nordische Schrifttum hält, wurzelt in gutem Grund und ist denn auch kaum ohne diese erste Blüte zur Zeit Snorris zu denken.

* * *

Es ist ein schönes Zusammentreffen, daß nach mehr denn zehnjähriger Zusammenarbeit bedeutender Forscher (Andreas Heusler, Felix Niedner, Gustav Neckel und anderer) mit dem verdienten Verleger Eugen Diederichs die Verlagsanstalt eben jetzt zur Tausendjahrfeier den letzten abschließenden Band ihrer Sammlung „Thule" vorlegen kann, welche die maßgebenden Werke des isländischen Schrifttums aus der besprochenen Epoche sämtlich umfaßt und sie, meist zum ersten Mal, in Übersetzung uns zugänglich macht. Es sind 24 stattliche Bände, alle mit ebenso viel Sorgfalt als Geschmack bearbeitet. An der Spitze steht die Edda (Bd. 1 und 2), von F. Genzmer übertragen, von A. Heusler ein-

geleitet, gleich eine Meisterleistung neuen Nachschaffens und Wiederlebendigmachens verschütteten Dichtergutes. Denn es ist erstaunlich, wie Genzmer den kunstvollen Eigentümlichkeiten der alten Verstechnik, dem Gesamtrhythmus und Tonfall gerecht wird und doch aus innerstem Sprachempfinden heraus volltönende neudeutsche Sätze und Strophen bildet. Es folgen die Familiengeschichten: vom Skalden Egil (Bd. 3), vom weisen Njal (Bd. 4), vom starken Grettir (Bd. 5), von den Leuten aus dem Lachswassertal (Bd. 6), vom Goden Snorri (Bd. 7) und die kleineren Erzählungen von Ächtern und Skalden (Bd. 8 und 9), aus dem Norden und Osten (Bd. 10—12), von den Färingern und aus Grönland (Bd. 12). Die zweite Reihe umfaßt die geschichtlichen Werke: Snorris Königsbuch (Bd. 14—16), dessen Fortsetzung von einem Neffen Snorris (Bd. 18) und die sehr lesenswerten kleineren Novellen aus der Umgebung der norwegischen Könige (Bd. 17); dann Geschichten aus Dänemark und den Orkaden (Bd. 19) und die älteren Geschichtsdenkmäler Islands, das Besiedelungsbuch und das reizvolle kleine Isländerbuch Aris des Priesters (Bd. 23); schließlich die für die Sagen- und Mythengeschichte wichtigeren Werke: die Heldenromane mit der Völsungasage (Bd. 21), die nordische Bearbeitung der Dieterichsage (Bd. 22) und Snorris Skaldenlehrbuch oder die jüngere Edda (Bd. 20). Der letzte Band (24), die Lebensgeschichte Snorris und seines einflußreichen Geschlechts enthaltend, erscheint demnächst, und wir fügen hier gleich den Wunsch an, die Bearbeiter möchten diesem Bande ein ausführliches Namen- und Sachregister der ganzen Sammlung beigeben, damit das große Werk auch wissenschaftlich leichter zu handhaben sei. Einleitend hat Felix Niedner Islands Kultur zur Wikingerzeit in einem angeschlossenen Bande gezeichnet.[1])

* * *

Man kann sich billig fragen, warum uns Werke wie die Snorris solange ferngehalten wurden, warum sie erst jetzt einen gewissenhaften Übersetzer fanden und warum sogar die Romantik, die gelehrteste Zunft ausgenommen, keine ernsthafte Notiz von ihnen nahm. Ob Goethes leichtfertiges Urteil über die nordischen Mythen in Dichtung und Wahr-

[1]) Wir ergreifen die Gelegenheit, auf ein anderes kürzlich erschienenes Werk „Germanische Wiedererstehung, Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung. Unter Mitwirkung mehrerer Gelehrter herausgegeben von H. Nollau; Heidelberg, Winter, 1926", eindringlich hinzuweisen. Der Titel ist irreführend, und gelegentlich bricht auch wirklich eine deutschtümliche Tendenz allzu temperamentvoll durch. Aber davon abgesehen, führt das umfangreiche Werk unter Berücksichtigung neuester Ergebnisse gut in die verschiedenen Zweige der altgermanischen Kultur ein, damit gleichsam die Fäden spannend, welche vom Gesichtsfeld Thules zum gesamten Germanentum hinüberleiten. Die Entwicklungsstufen desselben im Spiegel von Volksbrauch und Umwelt zeichnet O. Lauffer (Hamburg), die altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit charakterisiert A. Heusler (Basel), über den Geist des germanischen Rechts handelt Cl. Freiherr v. Schwerin (Freiburg i. Br.), über die Religion K. Helm (Marburg). Die Tonkunst und ihre Entwicklung ist dargestellt von J. M. Müller-Blattau (Königsberg), Werden und Wesen der deutschen Sprache von K. Bojunga (Frankfurt a. M.), die Dichtung von Fr. v. d. Leyen (Köln) und endlich die bildende Kunst von A. Haupt (Hannover).

heit nachwirkte? Ob falsche Vorurteile über germanische Altertümelei schuld daran waren?

Vielleicht kommt eine Zeit, welche es nötig findet, Volksausgaben des Königsbuches zu drucken oder es der gereiften Jugend in die Hand zu geben. Warum erzieht man sie mit dem Alten Testament, mit griechisch-römischer Sage und, wenn es gut geht, mit Herodot und Plutarch, hält ihr aber Denkmäler des eigenen Stammes fern? Die Griechen können wir niemals entbehren, auch die Römer nicht, sofern wir unsere Kultur nicht preisgeben wollen. Aber so häufig schon haben wir über ihnen uns selber vergessen. Es gibt nicht allzu viele Bücher und Muster, in denen wir uns selber erkennen, wie in einem Spiegel das, was wir sind und waren (auch dieses gehört zu uns!), ablesen können. Was ist ungebrochener Strahl aus der großen Zahl der Dichter- und Schriftstellerwerke, die hinter uns liegt? — Nicht völlig, aber verhältnismäßig ungebrochen ist die Edda, ist Snorri, ist vieles andere aus Thule, und darum geht es uns nah, steht es uns fern und nah. Um sie ist rassenreines, unvermischtes Germanentum, und eine Seite in uns, die germanisch verwurzelte, sagt uns bei ihnen, was unsere Instinkte, unsere Herkunft und — vielleicht — unsere Bestimmungsziele sind.

Die Biologen und Rassenforscher sind sich lange darüber einig, daß durch wahllose Rassenmischung die Art sich verschlechtert und die Instinkte verseucht werden. Die Mischung ist heute so weit gediehen, daß die meisten kaum mehr wissen, wo sie geistig hingehören und wie auf der Flucht vor sich selber sich dem Fremdesten, ob es von China, Indien oder von den Negern komme, in die Arme werfen. Mehr als je tut es not, sich auf sich selber zu besinnen, dem bildungsfähigen Alter aber in sorgfältiger Wahl weisende Leitbilder an die Hand zu geben. Es handelt sich nicht darum, daß wir ins germanische Altertum zurückfallen, wie es ein verlorener Traum wäre, durch Lektüre der Griechen homerische Zustände zurückzuführen. Aber das ist ja wohl das ewige Wunder alles Großen, daß es neues Großes in Gedanken, Werken und Taten zu zeugen fähig ist und das umso mehr, als es aus eigener echter und starker Vorweltsquelle kommt.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Französischer-angelsächsischer-europäischer Friede.

Die Satzungen der Genossenschaft, die unsere „Schweizerischen Monatshefte" herausgibt, tragen als Datum den 30. Mai 1920. Vierzehn Tage also, nachdem das Schweizervolk mit einem knappen Mehr von 90,000 Stimmen den Beitritt zu dem in Versailles aus der Taufe gehobenen Völkerbund beschlossen hatte, fand die Gründungsversammlung unserer Zeitschrift statt. Das war natürlich kein Zufall. Ein politisches und kulturelles Abwehrbedürfnis bildete die Ursache der Gründung. In den zehn Jahren seither ist aus dem Abwehrbedürfnis